Das 2300-Euro-Baby

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie eine Griechin die Tücken des Gesundheitssystems erlebte

Am 2. Mai 2012, in einer schweren Zeit für das griechische Volk, wurde Antonella B. geboren, die Kosten lagen bei etwa 2300 Euro.

Antonellas Vater war gar nicht erst in die Helena-Klinik gekommen, gelegen in Athen, im Stadtteil Ambelokipi, und Antonellas Mutter erholte sich nur mühsam von dem Kaiserschnitt, Unterbauch-Querschnitt nach Blasensprung und bei starken Wehen, dafür zahlte man neuerdings 1500 Euro, sofern man nicht versichert war. Hinzu kamen das Bett, die Anästhetika, das Verbandsmaterial, insgesamt 2300 Euro, so waren eben die Preise, wie Maria B., Antonellas Mutter, zu gut wusste. Aber was half das? Maria hatte weder Geld, noch war sie versichert.

Also kamen sie, sagt sie, um Antonella zu holen.

Die Helena-Klinik gehört zu den großen staatlichen Krankenhäusern in Athen, in Griechenland existiert neben den öffentlichen Spitälern eine Unzahl privater Kliniken, für jene, die es sich bislang leisten konnten – aber in einem Punkt ergeht es gerade allen gleich: Das Gesundheitssystem, korrupt und ineffizient, bricht auseinander.

Öffentliche Kliniken können ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen. Also werden sie von den genervten Pharmafirmen und panischen Apothekern nur mehr gegen Voraus- oder Barzahlung beliefert; inzwischen fehlt es in den Krankenhäusern an Medikamenten und Toilettenpapier, an Kartoffeln und sogar an Gips, um Brüche zu verarzten. Eigentlich konnte eine Klinik es sich nicht erlauben, *nicht* auf Geld zu dringen.

Antonella wurde, so erinnert sich Maria, am frühen Morgen des 7. Mai 2012 von ihr weggeholt. Schwestern nahmen sie aus der Wiege, die neben dem Mutterbett stand, und brachten sie weg, es ging schnell, Maria begriff erst, als es geschehen war. Antonella war fünf Tage alt, braunes Haar, grünbraune Augen.

„Sie sagten mir, ich würde mein Kind erst zurückbekommen, wenn ich zahlen würde“, daran erinnert sich Maria B.

Sie ist 23 Jahre alt, eine Frau mit einem hübschen, freundlichen Gesicht, nicht sehr groß, etwas schwerhüftig, geboren in Tirana, Albanien. Maria kam nach Griechenland, als sie drei Jahre alt war, damals hatte sie einen muslimischen Vornamen. Die Familie landete in L., unweit von Athen, Maria ging hier zur Schule, legte ihren Namen ab – und doch gehörte sie nie dazu. Die Migranten – die meisten stammen vom Balkan, auch aus dem Maghreb, aus Westafrika, viele illegal – führen ein schattenhaftes Leben. Sie schuften in den Spülküchen der Restaurants, drücken sich herum in den Slums von Athen. Sie sind das Prekariat Europas, heimatlos und doppelt chancenlos, im Land der verspielten Chancen.

YANNIS KONTOS / POLARIS/DER SPIEGEL

Helena-Klinik in Athen

wochenblatt.de-Website (Ausschnitt)

Mit Anfang zwanzig heiratete Maria, ihr Mann, Sokol, ist Albaner wie sie. Sie fanden ein Haus in L., für 230 Euro im Monat. Sokol arbeitete auf dem Bau, Maria als Verkäuferin, für 20 Euro am Tag. Dann bekam sie ihr erstes Kind, Nardi, ein Junge, inzwischen 19 Monate alt. Die 1000 Euro, die Nardis Geburt damals kostete, konnte sie zusammenkratzen.

Maria wusste aber auch, dass es Frauen gab, die forderten, dass eine Geburt nichts kosten dürfe. Verrückter Gedanke! Aber schön. Bei einem Krankenhausbesuch hatte sie ein Flugblatt eingesteckt, von einer Frauengruppe. Maria verstand nicht alles davon, aber eines: Diese Frauen waren auf ihrer Seite. Sie hatte eine Telefonnummer.

Die Gruppe nennt sich „Frauen gegen Schulden“, dahinter stehen Sonia Mitralia, Journalistin, und Kaiti Stypsanelli, Ärztin. Sie sind die griechische Version von Pussy Riot, Spezialgebiet Gesundheitssystem. Sie organisieren Proteste, verteilen Flugblätter: „Vor 2000 Jahren hat die Heilige Mutter gratis geboren“.

Drei Stunden nach Marias Anruf waren sie im Krankenhaus. Sie hatten ein Transparent dabei, zusammengerollt, bedrohlich. Kaiti Stypsanelli hatte inzwischen den Direktor der Klinik, Nikos Faldamis, angerufen, sachlich gesprochen, aber das hatte offenbar genügt. Anscheinend hatten im Krankenhaus jetzt alle nur noch einen Wunsch: die Mutter, diese renitenten Aktivistinnen und das vermaledeite Baby loszuwerden. Am Nachmittag war Maria daheim, mit Antonella.

So, sagt Maria, sei es gewesen. War es so? Der Direktor der Klinik, Faldamis, beharrt darauf, dass diese Vorwürfe „absoluter Unfug“ seien. So steht Aussage gegen Aussage. Maria wiederum kann nicht benennen, wer genau ihr, wie sie sagt, drohte, das Kind wegzunehmen.

Antonella ist inzwischen drei Monate alt, niedlich, gesund. Sie wird aufwachsen im Haus von Maria und Sokol, am Ende einer namenlosen Schotterstraße, vor dem Haus liegt Müll verstreut, es ist eher eine Hütte: 16 Quadratmeter, ein Zimmer, eine stickige Küche. Antonellas Kinderbett steht vor dem klobigen Fernseher, der unentwegt läuft, Mega-Channel, ein Privatsender. Antonella wird aufwachsen am Rande der griechischen Gesellschaft, am Rand von Europa. Ab und zu kommt Kaiti vorbei, die Aktivistin, sie bringt Thunfischkonserven mit, Mehl, Dosenmilch, und sie schaut nach Antonella. Was gut ist. Jemand muss Antonella sagen, dass sie nicht aufgeben darf.

Ralf Hoppe